

Verpflegung und Rüstung

Ich hatte eigentlich immer Hunger.«³⁹⁴ Diese Aussage, zu der sich der Zeitzeuge Kurt Schlintner durchrang, mochte zwar für junge Männer, die ja nie genug zu essen bekommen können, typisch sein, trifft aber wohl nicht auf die allgemeine Verpflegungssituation der Wehrmacht im Weltkrieg zu. An sich waren die Soldaten gut versorgt, solange der Nachschub funktionierte und nicht ein Großkampftag erwartet wurde. Dann stand nur Kaltverpflegung zur Verfügung, die oft für mehrere Tage im Voraus ausgegeben wurde. War diese aufgebraucht, gab der Bataillonskommandeur die »Eiserne Ration« frei; sie bestand aus einer Dose Fleisch und einem Beutel Kekse.³⁹⁵ Beim Angriff oder in vorderster Stellung erfolgte der Essensnachschub nur nachts oder er unterblieb gänzlich. In solchen Fällen hungerten die Soldaten tatsächlich. Wie erwähnt kannte die Wehrmacht grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Offiziers- und Mannschaftsportion, weder in der Kaserne noch im Einsatz. Allerdings konnte es vorkommen, dass in der Kaserne das Essen im Offizierskasino durch eine gute Köchin besser und schmackhafter zubereitet wurde.³⁹⁶ Im Einsatz aßen aber alle Wehrmachtangehörigen das Gleiche. In anderen Armeen herrschten bisweilen andere Sitten: So traute Mario Duić, während des Rückzuges in Russland bereits Generalstabsmajor in einem Korpsstab, seinen Augen nicht, als er bei einem rumänischen Divisionsstab zum Essen eingeladen worden war: »Wie im tiefsten Frieden gab es eine lange Festtafel, bedient wurden wir von Ordonanzen mit weißen Handschuhen – und das im Rückzug!«³⁹⁷

Der Wiener Technikstudent Franz Frisch empfand die Qualität des Essens erträglich und ausreichend. Die Feldküche sorgte für heißen Kaffee oder Tee, manchmal mit Rum, sowie für warmes Essen; im Laufe des Kriegs wurde die Qualität der Mahlzeiten allerdings immer schlechter. Oft »organisierten« die Soldaten bei Bauern eine bessere Verpflegung. »Man fand immer ein Huhn – außer in Russland im Winter.«³⁹⁸ Die meisten Soldaten trugen in Russland einen Sack mit Erdäpfeln und Zwiebeln bei sich. Denn oft stockte der Nachschub, wenn die Straßen unpassierbar waren. Die »ostmärkische« Infanteriedi-

vision 45 erlebte bereits im ersten russischen Kriegswinter während der Offensive auf Moskau eine katastrophale Versorgungssituation, weil angesichts der sowjetischen Gegenoffensive beinahe der gesamte Fahrzeugbestand verloren ging; letztlich stand für die Division (10.000 Mann) eine einzige Kraftwagenkolonne mit 15 Tonnen Laderaum zur Verfügung. Der Rückzug blieb unvermeidlich.³⁹⁹ Dramatisch gestaltete sich die Lebensmittelversorgung im Kessel von Stalingrad: Zu Beginn des Winters 1942 standen den Soldaten noch täglich 200 Gramm Brot, 200 Gramm Pferdefleisch, 30 Gramm Käse, 30 Gramm Fett und drei Zigaretten zu.⁴⁰⁰ Mitte Dezember musste die Brotration auf 100 Gramm (zwei Scheiben) gekürzt werden; dazu gab es eine dünne Suppe, etwas Kräutertee und Malzkaffee; an manchen Tagen fiel die Verpflegung ganz aus. Am 24. Dezember 1942 erhielten die Soldaten ein knappes halbes Kochgeschirr voll warmer Suppe und ein kleines Stück Brot.⁴⁰¹ Günter Koschorrek erinnert sich an den Heiligen Abend des darauffolgenden Jahres 1943 in Russland: Es gab eine Extraportion Fleisch mit Kartoffelsalat und statt des üblichen Kaffees wurde Tee mit Rum in die Feldflaschen gefüllt; jeder Mann erhielt ein »Frontkämpferpäckchen« mit zwei Schachteln Zigaretten und Weihnachtsgebäck.⁴⁰² Der einstige Hauptmann und Bataillonskommandeur Wilhelm Müller erlebte die Verpflegungssituation in Russland anno 1943 so: »Die Kompanie konnte für die Aufbesserung der Verpflegung an einer stehenden Front sehr viel tun. Unser Hauptfeldwebel hatte im Stellungskrieg immer zwei Feldküchen einsatzbereit, die eigene und eine russische Beuteküche. Grund: Damit konnte man täglich getrenntes Essen kochen – Fleisch extra, Kartoffeln extra – oder Reis oder Gemüse etc.; als Getränk Tee oder Kaffee – sonntags sogar echten Bohnenkaffee. Das ging dann, wenn die Front ruhig war und kein Großkampf herrschte. Nur dem Feldkoch-Unteroffizier musste man Hilfskräfte geben, um das getrennt gekochte Essen herzurichten. War der Tross weit zurück in einer Ortschaft, dann war es möglich, russische Mädchen als Küchenhilfen zu bekommen, die vorher vom Truppenarzt untersucht wurden. [...] Sonntags gab's Eintopf, weil an diesem Tag die Küche ihr gesamtes Gerät reinigte.«⁴⁰³ Dafür winkte am Sonntag auch eine kleine Schnapsration. Das war einfacher Fusel, manchmal mit Kunsthonig versüßt.«⁴⁰⁴

Je nach Auftrag und Lage sah die Verpflegung der Soldaten höchst unterschiedlich aus; der Landser musste mit dem ständigen Wechsel von Überfluss und Entbehrung, von wohlschmeckender Zubereitung und improvisierter



Abbildung 8: Ostfront. Essensträger entledigen sich ihrer Stiefel vor dem Durchqueren eines Sumpfgeländes.

Selbstversorgung rechnen. Vorgeschobene Posten erhielten beispielsweise oft nur Rohprodukte und mussten sich daraus selbst etwas zubereiten. Der damalige Leutnant und Zugskommandeur Armin Scheiderbauer beschreibt diesen Wechsel recht anschaulich. Im Herbst 1943 befand sich seine Einheit in Russland auf dem Rückzug und litt lange Zeit Hunger, weil der Nachschub ausgeblieben war. Dann aber »...war die Küche tatsächlich gekommen. Es gab Riesenportionen warmer Leberwurstfülle mit Stampfkartoffeln. Da die Verpflegungsstärken im Kampfgeschehen den Ist-Ständen der Einheiten nachhinkten, wuchsen die Portionen der gefallenen oder verwundeten Kameraden immer den Lebenden zu. Das wirkte sich weniger bei der Verpflegung aus, weil man sich nicht mehr als satt essen konnte, aber beim Schnaps, bei den Rauchwaren und den Frontkämpferpäckchen genossen die unverwundet Gebliebenen solchermassen einen grausamen Vorteil. Nicht wenige Familienväter schickten vom Überfluss nach Hause.«⁴⁰⁵

Neben der normalen Verpflegung führten im Kriege die Truppen Markentenderware, also Kantinenwaren, mit; dazu zählten Dinge, die der Soldat zum

Leben benötigte und die immer nachgeschoben wurden, also Zahnbürste und Zahnpaste, Seife, Rasiercreme, Rasierklingen, täglich eine Zigarette usw.; daneben gab es aber auch Genussmittel wie Schokolade, Branntwein, Wein, Tabak etc., deren Verteilung dem Kommandanten oblag. Ausführlich erklärt Wilhelm Müller das System: »Die Marketenderwaren, die es monatlich einmal gab, wurden nach der Liste im Beisein des Spieß und der Zugführer gerecht verteilt. Das geschah nach dem Grundsatz, dem Tapfersten das Beste! Die feinsten französischen Cognacs gingen an die bewährten Spähruppleute. Jeder Landser der Kompanie wusste, was es gab oder konnte es erfahren. In meiner Kompanie gab es das nicht, dass der Chef und die Zugführer sich die besten Sachen wegnahmen. Das würdigten die Leute auch dadurch, dass sie ihre Päckchen von zu Hause mit denen teilten, die nie etwas bekamen.«⁴⁰⁶ Bei schweren Rückzugskämpfen in Russland blieb zwar die Marketenderware oft monatelang aus, kämpfte aber ein Bataillon besonders tapfer, erhielt es als Belohnung eine Sonderzuteilung.⁴⁰⁷ Im Kessel von Stalingrad konnte noch am 9. November 1942 Marketenderware ausgegeben werden, wie Günter Koschorrek in seinem Kriegstagebuch vermerkt: »Heute haben wir Marketenderware erhalten. Pro Mann eine Flasche Wacholderschnaps, Zigaretten, Tabak, etwas Schokolade und Schreibutensilien.«⁴⁰⁸ Die Zeit um Weihnachten bzw. zum Jahreswechsel bot fast immer die Gelegenheit für Sonderzuteilungen: So schreibt Wilhelm Müller vom russischen Kriegsschauplatz Weihnachten 1942: »Die Dezember-Zuteilung an Marketenderwaren war reichlich an Sekten, Weinen und guten Cognacs aus Frankreich.«⁴⁰⁹ Laut Wunibald Lexer gab es in Finnland Ende Dezember 1943 pro Mann eine Flasche Schnaps, ein Päckchen Zigaretten und Naschwerk.⁴¹⁰ Mario Duić erzählt, dass Marketenderwaren in gewissem Umfang sogar in der US-Kriegsgefangenschaft ausgeteilt worden waren.⁴¹¹

»Eine ruhige Stellung ist ein Volltreffer«,⁴¹² hieß es allgemein. Noch besser ging es den Soldaten in der Etappe, insbesondere in Frankreich, wo die Landsers ihr Leben richtig genießen konnten. Major Rudolf Biedermann führte als Bataillonskommandeur im besetzten Frankreich »... ein feudales Herrenleben: Schloss – Auto – Geliebte – Bedienung durch einheimische Mädchen und Diener – Delikatessen – Alkohol – Feste. Die Etappenschweineerei war bei den Reichsdeutschen schon im Ersten Weltkriege viel größer und ausgeprägter gewesen wie bei den Österreichern, welche schon immer viel bescheidener auftraten. [...] Die Etappenschweineerei war in Frankreich und in den besetzten Ge-



Abbildung 9: Trügerische Idylle in Russland: Weihnachtsfeier der Soldaten in ihrem Quartier (24. Dezember 1943). Bei einer Flasche Rum stimmen sie ein Lied an.

bieten Russlands grenzenlos.«⁴¹³ Leutnant Armin Scheiderbauer staunte nicht schlecht, als er im Sommer 1943 in Russland beim Kommandeur eines Baubataillons (einem Hauptmann) zu Gast war: »Er hauste in einem Häuschen für sich allein, hatte aber keinen Offiziersburschen, sondern ließ sich von der strammen Vera bedienen. Vera war eine sympathische und intelligente technische Zeichnerin aus Bialystok. Sie machte aus ihrer bolschewistischen Überzeugung und davon, dass die Sowjetunion den Krieg gewinnen werde, kein Hehl. Das hinderte sie aber nicht, mit [dem Hauptmann], der etwa Mitte vierzig war, in einem eheähnlichen Verhältnis zu leben. [...] Ähnlich verhielt es sich übrigens mit den ihm untergebenen Leuten. Die Zivilisten waren durchwegs Frauen und Jugendliche, die nicht besonders bewacht, sondern lediglich beaufsichtigt wurden, und zwar von den Angehörigen der Regimentsmusik. Von diesen Feldwebeln und Unteroffizieren [...] soll jeder, so hörte ich dann, eine ›Frau‹ unter den Arbeiterinnen gehabt haben [...]. [So waren] die ›Etapenschweine‹, von denen in der Literatur über den Ersten Weltkrieg so nachhaltig die Rede war, offenbar auch durch den Geist des neuen Deutschland nicht beseitigt worden.«⁴¹⁴ Zu

den »Etappenschweinen« zählten, laut Scheiderbauer, insbesondere die Trossleute: »Die Trossleute hätten nur kriegswichtige Dinge in ihren Fahrzeugen befördern dürfen, also Munition, Verpflegung und Futter. Ich sah dagegen noch vieles andere, was die Herrschaften noch mit sich führten: Polstermöbel auf Lastkraftwagen und aufgesessene Frauen, Matkas [Mütterchen], damit es sich die Herrschaften an ihrem nächsten Standort wieder recht bequem machen konnten. Damit sie alles hatten, »was man so braucht«, wie es im Lied hieß.«⁴¹⁵ Auch ein Kompaniegefechtsstand konnte, solange sich die Front nicht bewegte und Gefechtspause herrschte, gewisse Bequemlichkeiten aufweisen. Leutnant Scheiderbauer, anno 1943 Zugskommandant einer Infanteriekompanie, berichtet: »Wenn dem Chef danach war, befahl er mich am [Sonntag] Nachmittag in den Kompaniebunker. Zur Ausrüstung des Kompanietrupps gehörte ein – sonst auf dem Rücken zu tragender – Feldrundfunkempfänger, mit dem es möglich war, das beliebte Volkskonzert am Sonntag Nachmittag zu hören, in dessen Rahmen Wünsche der Front berücksichtigt wurden. [Der Kompaniechef] genoss den Sonntag nach seiner Möglichkeit, indem er sich mit dem Essensfahrzeug sein Reitpferd kommen ließ, damit zum Tross ritt, dort in die Sauna ging und solcherart einen Tag in der Etappe »verlebte«. Nebenbei war es natürlich höchst zweckmäßig, wenn der Chef einmal nach hinten kam, damit es den Handwerkern und Schreibern nicht allzu wohl ging. Für mich [...] ließ er Cognac aus der Marketenderware zurück.«⁴¹⁶

In der Kaserne wurden die Soldaten mit drei Uniformgarnituren ausgestattet: Mit der Felduniform (grün-grau-braune Farbe), dem Drillich und dem schmucken Ausgehanzug (bläuliche Hose, grünlicher Rock, dunkelgrüner Kragen). Während des Feldzugs trug der Soldat seine Felduniform,⁴¹⁷ die er, so gut es ging, schonen musste, da man nicht mit Ergänzung rechnen durfte; in Russland gab es überhaupt keinen Ersatz. Nur beim allfälligen Rücktransport nach Deutschland (oder Böhmen) konnte man eine neue Uniform erhalten. Soldatenstiefel wurden hingegen auch während des Feldzugs ergänzt, was angesichts des Verschleißes bei Fußmärschen, die namentlich beim Rückzug Hunderte Kilometer umfassten, auch unbedingt notwendig war. Zur Grundausrüstung gehörten drei Garnituren Unterwäsche. Statt der Socken trugen die Soldaten Fußklappen, sie konnten sich aber von daheim Socken nachschicken lassen. Der Wäschewechsel blieb von der militärischen Lage abhängig, in den dramatischen Phasen der Offensive, des Rückzugs oder der Kesselschlacht mussten



*Abbildung 10: Russlandfeldzug, Dezember 1942:
Deutsche Soldaten marschieren über ein verschneites freies Feld.*

die Soldaten oft wochenlang auf jegliche Kleiderreinigung verzichten. Es kam im Wesentlichen immer darauf an, die zivilen Ressourcen des Landes zu nutzen: »Manchmal, wenn man ein paar Tage an einem Ort sein konnte, kamen Frauen, um die Schmutzwäsche zu waschen.«⁴¹⁸ Oft aber brachten sie die falschen Hemden von der Reinigung zurück, erzählt Josef Knaim vom Rückzug aus dem Baltikum im Jahr 1944.

Häufig wird von der mangelnden Ausrüstung während des ersten russischen Kriegswinters berichtet. Dazu Mario Duić: »Man war der Meinung, die Sowjetunion werde zusammenbrechen wie ein Kartenhaus. Die Sowjetunion müsste bis Jahresende [1941] erledigt werden, daher wurde erst gar keine Winterausrüstung ausgegeben.«⁴¹⁹ Es kam aber bekanntlich anders, und als am 20. November 1941 eine vorzeitige Kältewelle über Russland hereinbrach, begann das unbeschreibliche Leiden der Truppen, denn die Winterbekleidung entsprach einem mitteleuropäischen, nicht aber einem russischen Winter mit Temperaturen unter minus 30, im Dezember sogar unter minus 50 Grad. Die Regimenter meldeten Tausende Erfrierungsfälle, allein in den Zelten der Feldlazarette erfroren die verletzten Soldaten. Im zweiten russischen Kriegswinter 1942/43 waren

die Soldaten wesentlich besser gegen die Kälte geschützt, wie Wilhelm Müller schreibt: »Die Winterausrüstung gegen damals [1941/42] war noch enorm verbessert worden. So besaß jeder Mann ganz gleich welchen Dienstgrades eine Wattejacke und Wattehosen in feldgrau. War man in der Schneestellung oder auf Spähtrupp, dann wurden die Bekleidungsstücke gewendet. Auf der anderen Seite waren sie weiß und somit gleichzeitig ein Tarnanzug im Schnee.«⁴²⁰ Der Waffen-SS Mann Franz Schönhuber meint zu der um ein Jahr zu spät ausgegebenen Winterbekleidung: »Es waren papiergefüllte Anzüge, die einen sehr guten Kälteschutz abgaben. Wir mussten uns oft stundenlang in den Schnee legen, um Erfahrungen zu sammeln. Sie fielen positiv aus. Weniger positiv waren die Tests für unsere Gesundheit. Durch das lange Marschieren und durch die Gefechtsübungen schwitzten wir ordentlich und auch der beste Kälteschutz konnte nicht verhindern, dass wir uns erkälteten.«⁴²¹

Zur Ausrüstung des Soldaten zählte der Tornister, den der Landser auf dem Rücken trug. Persönliche Sachen konnte er so viel mit sich führen, wie er tragen konnte. In motorisierten Einheiten gab es immer etwas, aber nicht zu viel Platz für private Dinge wie Bücher und Schreibpapier. An Papier mangelte es nie.⁴²² Günter Koschorrek beschreibt im Oktober 1942 den voll ausgerüsteten Soldaten wie folgt: »Wir [...] traben wie bepackte Maulesel daher: auf dem Rücken den vollen Tornister mit der gerollten Decke und der Zeltbahn, den Stahlhelm draufgeschnallt und den schweren Wintermantel darüber geworfen. Am Koppel die gefüllten Patronentaschen, hinten der Brotbeutel mit der Feldflasche und auf der anderen Seite der Klappspaten. Über der Schulter hängt die Gasmaske und vor der Brust baumelt das schwere Gewehr, dessen Gurt um den Hals gelegt ist. Zum Schluss noch in einer Hand eine gefüllte Packtasche mit Socken, Unterwäsche und Ähnlichem. Alles in allem so an die 40 Pfund.«⁴²³ Diese Ausrüstung war gewiss beschwerlich zu tragen, aber für den Feldzug zweckmäßig und besser als jene der Sowjets. Als Armin Scheiderbauer und seine Kameraden im Jahr 1943 gefallene Russen sahen, staunten sie »... über die Primitivität der Ausrüstung der Russen.«⁴²⁴ Ganz anders beurteilten die Landser die Ausrüstung der US-Soldaten. Der aus Wien stammende Leutnant Alfred Pietsch beobachtete zu Beginn seiner Kriegsgefangenschaft die Amerikaner: »Ihre Ausrüstung war um so vieles zweckmäßiger und legerer als die der deutschen Armee: weiche Uniformstoffe, hohe, bequeme Schnürstiefel mit Gummisohle. Wir hatten bockige, schwere Stiefel an, mein Stahlhelm hatte mich entsetzlich gedrückt, und

die Gasmaske im Kreuz war lästig gewesen. Immer mussten wir die Uniform bis zum »Kragenknöpf« geschlossen halten, auch bei arger Hitze. Eine völlig unnötige Tortur. Diese praktische, angenehme Ausrüstung war sicher ein wesentlicher Pluspunkt für die amerikanischen Soldaten im Kampf, dachte ich ärgerlich, warum war für uns alles so unbequem!«⁴²⁵

Die Standardwaffe der deutschen Soldaten war das Mauser Infanteriegewehr (Kaliber 7,9 mm, fünf Patronen) bzw. die Pistole P 38 (Kaliber 9 mm). Artilleristen kannten noch keinen Gehörschutz – wenn der Schuss brach, musste man sich die Ohren zuhalten. Gegen Kriegsende mehrten sich die Qualitätsmängel, insbesondere bei der Munition, was die Landser auf Sabotage zurückführten. Josef Knaim berichtet vom Rückzug aus Russland im Spätsommer 1944: »Schlechte Munition brachte vielen von uns den Tod. Dies ergab sich durch Sabotage der Ostarbeiter in den heimatlichen Munitionsfabriken. Es kam oft zu Frühkrepierern, die immer Ausfälle verursachten.«⁴²⁶

Zerstreuung und Feldpost

Um die Soldaten wenigstens für kurze Zeit der Kriegswirklichkeit zu entziehen und sie zu unterhalten, gab es in der Etappe oft feste Einrichtungen wie Bibliotheken oder periodisch dargebotene kulturelle Veranstaltungen und Kinovorführungen. In der Kriegschronik der 100. (»ostmärkischen«) Jägerdivision ist festgehalten, dass Mitte Oktober 1943 beim Erdölgebiet von Patos/Albanien, nach einem erfolgreichen Kampftag gegen albanische Partisanen sich »... die Angehörigen der Aufklärungsabteilung am Abend an einer KdF-[Kraft durch Freude]-Vorstellung erfreuen, bei der auch die Divisionsmusik ein Platzkonzert gab.«⁴²⁷ Ein Dreivierteljahr später bezog dieselbe Division Stellung an der Strypa in der Nordukraine; während des Stellungskrieges von Mai bis Juli 1944 kam alle drei Wochen der Filmwagen zu den Bataillonen. »Da konnten dann in einer Scheune oder in einem großen Zelt abwechselnd in fünf bis sechs Vorstellungen selbst die Grabenbesetzungen »ins Kino« gehen.«⁴²⁸ Von der 45. (»ostmärkischen«) Infanteriedivision wird berichtet, dass der Gauleiter von Oberdonau »seinen« Soldaten etliche Spenden ins Feld nachschickte: im Frühjahr 1940, als die Division noch in Frankreich weilte, vor allem Speck, Zigaretten und Schnaps, ein Jahr später, in Russland, vor allem Spiele, Bücher und Gebrauchsgegenstände.⁴²⁹ Zur geistigen Zerstreuung wurde den Truppen des Armeekorps in Maloarchangelsk eine Frontbücherei mit mehr als 12.000 Bänden zur Verfügung gestellt, die 45. Infanteriedivision erhielt allein 25 Illustrierte nachgesandt, was für eine ganze Division freilich etwas wenig war. Mario Duić erinnert sich an eine regimentseigene Zeitung: »Sie erschien zweimal pro Jahr. Hier war es möglich, sich frei über Vorgesetzte zu äußern, und zwar in möglichst humoristischer Form. Da die Beiträge anonym waren, konnte positive und negative Kritik geübt werden.«⁴³⁰ Für die Soldaten an vorderster Front bot der Soldatensender Belgrad eine gewisse Unterhaltung, vor allem abends, wenn die Waffen schwiegen. Über den berühmten Schlager »Lili Marlen« von Hans Leip, der in einer Interpretation der Chansonsängerin Lale Andersen über den Äther ging, erzählt Armin Scheiderbauer (Russland, November 1944): »Um fünf Mi-

nuten vor 22 Uhr hörten wir noch einmal ›Lili Marlen‹, das Lied, das uns alle Tage um die gleiche Zeit von dem Soldatensender Belgrad gesendet wurde und längst zur Legende geworden war. Auch ich, der ich anfangs Abneigung gegen das Lied [...] gehabt hatte, hatte den Widerstand aufgegeben. Die Stimme der Sängerin Lale Andersen und der einfache Text, dessen Inhalt jeder Soldat schon einmal erlebt hatte, hatten mich besiegt. Selbst pietätlose Parodien, die darauf gedichtet wurden – ich erinnere mich an eine grausame, den ersten russischen Winter 1941/42 betreffend – konnten der Weise den Zauber nicht nehmen.«⁴³¹

Wie ging die Wehrmacht mit Künstlern um? Die aktiven Militärmusiker waren Berufsmusiker, deren Mitgliedschaft bei der Reichskulturkammer für die Dauer ihrer Dienstzeit ruhte. Sie traten nach der Grundausbildung zum Musikkorps über, erfuhren aber neben der musikalischen Weiterbildung eine weitere militärische Ausbildung für den Nachrichten-, Melde-, Gefechts- und Wachdienst. Zu jedem Bataillonsstab gehörte ein Bataillonshornist (im Rang eines Feldwebels), jede Kompanie verfügte über vier Spielleute: zwei Hornisten und zwei Trommler. Vorgesetzter aller Musiker eines Musikkorps war der Musikmeister (im Rang eines Leutnants). Angesichts der drückenden Personalnot gegen Ende des Krieges wurden die Musikkorps aufgelöst, ihre Mitglieder der kämpfenden Truppe zugeführt. Berufsmusiker, die in keinem Blasorchester einsetzbar waren, dienten wie alle anderen Soldaten an der Front, fanden bisweilen aber doch auch Gelegenheit, ihre Kunst auszuüben, wie das Beispiel des jungen Wiener Konzertpianisten Hermann Schwertmann zeigt:⁴³² Schwertmann rückte im Alter von 21 Jahren im Dezember 1940 ein und fand nach seiner Grundausbildung als Funker in Russland Verwendung. Seine Fingerfertigkeit erlaubte es ihm, schneller als alle anderen zu morsen, sodass er weitab des Kampfgeschehens eine unentbehrliche Position einnehmen konnte. Ab März 1942 durfte er regelmäßig, das heißt ein- bis zweimal pro Monat, Konzerte geben, die vom »Reichs-Rundfunk, Hauptsender Riga, Sendergruppe Ostland« übertragen wurden. 1943 spielte Schwertmann einmal in Wien und häufig im Stadttheater Minsk, wo beispielsweise die Minsker Zeitung am 13. Juni 1943 »den Pianisten in Feldgrau« überschwänglich lobte, »trotzdem der Krieg und seine Auswirkungen auch ihn gezeichnet haben und der bolschewistische Einheitsstuhl [einfache, genormte Sitzgelegenheit] und überhaupt die ganze nüchterne Umgebung kaum dazu angetan waren, auf Stimmungen vorzubereiten.« Im Jahr 1944 konzertierte Schwertmann viermal in Warschau und ab August

1944 in Litzmannstadt, unter anderem auch im Offizierskasino. 1945 geriet er für ein Jahr in britische Kriegsgefangenschaft und durfte auch im Dienst des »British Military Government« in Oldenburg eine Reihe von Konzerten auf-führen.

Doch zurück zu den durchschnittlichen Landsern. Ihnen war das Führen eines Kriegstagebuchs verboten. Viele taten es dennoch, wobei Tagebücher oft verloren gingen und nur dann gerettet werden konnten, wenn sie anlässlich eines Heimaturlaubes zu Hause deponiert wurden.⁴³³ Eine einigermaßen sichere Möglichkeit, das private Tagebuch zu retten, bot die Methode, die Aufzeichnungen auf lose Blätter zu schreiben und diese im Innenfutter des Uniformrocks zu verstecken. Das Fotografieren hingegen war den Soldaten gestattet. Seit den beginnenden 1930er-Jahren gestaltete sich das Fotografieren nach-gerade zum Volkssport, und zu Kriegsbeginn 1939 nahmen Hunderttausende Soldaten ihre Kameras mit.⁴³⁴ Die Wehrmachtsführung hatte nichts dagegen, erlaubte allerdings nicht das Fotografieren von militärischen Anlagen und von Hinrichtungen, auch russische Gefallene sollten nicht aufgenommen werden, da »unästhetische Motive« nicht unter der Zivilbevölkerung verbreitet werden durften. Nichtsdestoweniger fotografierten die Soldaten alles, ohne dass sie dafür belangt worden wären. Lediglich in der Kriegsmarine gab es rigoro-se Beschränkungen. Fotoapparate waren Wertgegenstände, die im Trubel der Kampfhandlungen allzu leicht beschädigt werden konnten oder verloren gingen.⁴³⁵ Josef Knaim dürfte diese Befürchtung jedenfalls gehegt haben, denn er schreibt anlässlich der dramatischen Lage beim Rückzug aus Russland im Sommer 1944: »Vom Kompaniechef erging die Weisung, dass man derzeit noch Wertvolles oder Erinnerungsstücke gefahrlos heimschicken konnte. Ich machte davon mit dem Fotoapparat Gebrauch.«⁴³⁶

Zu den wichtigsten alltäglichen Zerstreuungsmöglichkeiten der Soldaten zählte die Feldpost, der regelmäßige Briefverkehr zwischen Front und Heimat. Briefe von den Angehörigen bildeten eine ganz wesentliche moralische Stütze für den Soldaten, daher wurde dem Feldpostwesen seitens der Wehrmacht auch ein besonderer Stellenwert eingeräumt. Die viele Tausende Personen umfas-sende Organisation, welche für eine erstaunlich reibungslose Postverbindung sorgte, war beeindruckend und ebenso hierarchisch geordnet wie die Armee selbst. Heer, Marine und Luftwaffe verfügten über eigene Systeme, die jeweils vom Heeres-(bzw. Marine- bzw. Luftwaffen-) Feldpostmeister befehligt wur-

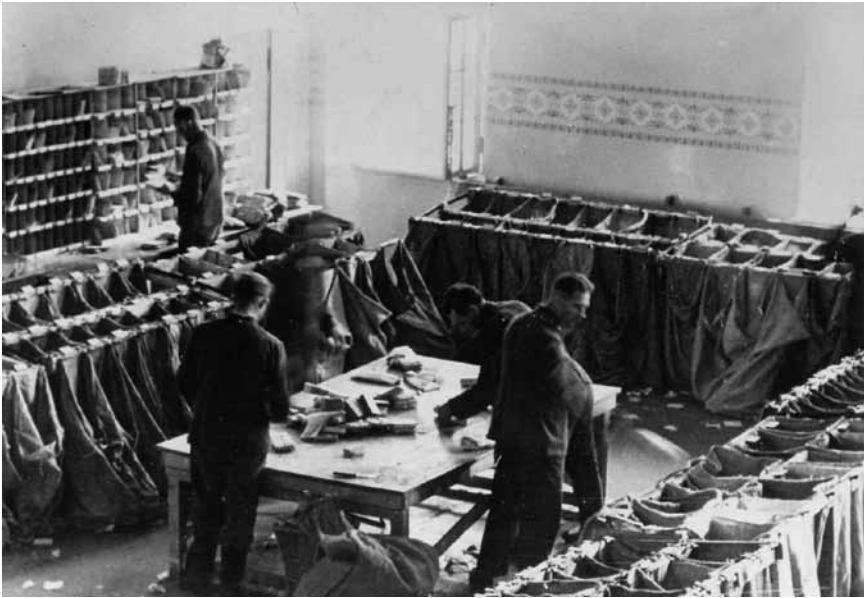


Abbildung 11: Feldpost-Dienststelle: Verteilung der Post in die Postbeutel der Feldtruppen.

den. Nachgeordnete Dienststellen waren jene des Armee-Feldpostmeisters und des Feldpostmeisters bei den Korps- und Divisionskommanden. Grundsätzlich wurde die Feldpost bis in die rückwärtigen Gebiete der Armeen von der Deutschen Reichspost befördert, während den Transport zu den Truppenkörpern heereigene Feldpost-Dienststellen besorgten. Aus Geheimhaltungsgründen durfte die Einheit des Absenders oder Empfängers nicht angegeben werden; die Adresse (der Absender) bestand lediglich aus dem Namen, dem Dienstgrad und der fünfstelligen Feldpostnummer des jeweiligen Truppenteils. Feldpostsendungen bis zu einem Gewicht von 250 Gramm waren portofrei, bis 1.000 Gramm mussten sie mit 20 Pfennig frankiert werden (zum Vergleich: das Taggeld eines Schützen betrug eine Reichsmark, der Gefreite erhielt das Doppelte, das Leutnantsgehalt machte 300 Reichsmark pro Monat aus). Laut Aussage von Franz Frisch »lebten die Soldaten davon, Post von daheim zu bekommen.«⁴³⁷ Die Post kam ziemlich regelmäßig und dauerte von der Heimat bis zur Front etwa zwei bis drei Wochen. Üblicherweise wurde die Post nicht zensuriert, außer in be-

sonderen Fällen. Die jeweiligen Feldpostprüfstellen der Armee-Oberkommanden gingen, wenn es unbedingt notwendig schien, so vor, dass der Empfänger glauben konnte, allenfalls durchgestrichene oder unkenntlich gemachte Wörter stammten vom Briefschreiber selbst.⁴³⁸ Zur Zensur meinte Frisch: »Oder man merkte es nicht. Wir vermieden es, Angehörige zu Hause mit Details zu beunruhigen, sie konnten ohnehin nichts helfen. Die Briefe an die Soldaten waren meist kurz und persönlich: ›Wir sind gesund, Sorge Dich nicht um uns, wir lieben Dich und beten für Dich.‹ Schlechte Nachrichten wurden meist vermieden.« Eine lückenlose Feldpostzensur wäre angesichts der rund 40 Milliarden Feldpostsendungen technisch kaum machbar gewesen, Stichproben wurden aber sehr wohl durchgeführt; jedenfalls sollte der Soldat im Ungewissen bleiben und genau darauf achten, keine militärischen Geheimnisse bzw. Angaben zu seinem Aufenthaltsort und ganz allgemein keine schlechten Nachrichten preiszugeben. Manche Soldaten vereinbarten daher mit ihren Angehörigen gewisse Codes. So schrieb Kurt Minkowitsch an sein Mädchen: »Achte auf die folgenden Briefe, dann wirst Du wissen, wo ich bin, wenn Du die mit Bleistift gekennzeichneten Punkte zusammenhängend liest. Doch schweig allen gegenüber!«⁴³⁹

Der nachträglich publizierte Briefwechsel zwischen dem 1941 in Russland gefallenen Unteroffizier Kurt Minkowitsch und seiner Verlobten Maria (»Mutze«) gibt ein recht gutes Beispiel, wie wichtig dem durchschnittlichen Landser der schriftliche Kontakt mit seinen Angehörigen war. Minkowitsch verfasste mindestens wöchentlich, oft sogar zwei oder drei Mal pro Woche, einen Feldpostbrief, und erhielt er einmal für einige Wochen keine Post, erfasste ihn schon große Sorge: »Schreiben, nichts als schreiben, dies ist das einzige Mögliche, um mich wenigstens nach dieser Seite hin eines Teiles meines Kummers [gemeint ist: die lange Trennung von seiner Geliebten] zu entledigen.«⁴⁴⁰ Im Februar 1941 bat Kurt seine Maria: »Sei so lieb und schicke mir – wenn es möglich ist – zwei Block von diesem Briefpapier. [...] Mit diesem Wunsch wende ich mich an Dich, da diese Blocks in Krems am leichtesten erhältlich sind. [...] Ich muss sie in der Kartentasche unterbringen können. Mein vorrätiges Briefpapier geht schon dem Ende zu und so eines ist nicht leicht erhältlich. Feldpostpäckchen bis zu einem Kilogramm dürfen geschickt werden.«⁴⁴¹ Die hohe Bedeutung des Briefverkehrs zwischen Soldaten und Heimat geht auch daraus hervor, dass in den Soldatentagebüchern oft eigens erwähnt wird, wenn Post gekommen ist. So vertraute der Vorarlberger Gebirgsjäger Rudolf Seewald



Abbildung 12: Der Spiess verteilt die Feldpost an die Soldaten (November 1939).

zu Beginn des Russlandfeldzuges am 14. September 1941 seinem Tagebuch an: »Habe innerhalb von etwa fünf Tagen acht Briefe von Mama bekommen.«⁴⁴² Am 8. Oktober schrieb er: »Gestern erhielt ich eine ganze Anzahl kleiner Päckchen von zu Hause. [...] Der Spieß regte sich auf und verlangte, ich solle heim schreiben, dass man nicht so viel schicken soll. Neid der Besitzlosen!«⁴⁴³ Angesichts der russischen Gegenoffensive stockte der Briefverkehr für längere Zeit; erst am Christtag 1941 gelangte wieder Post ins Winterquartier nach Smolensk: »Habe endlich wieder einmal Post bekommen. Eine Menge Pakete, [...] Geburtstagswünsche und das Büchlein.«⁴⁴⁴

Die Feldpost funktionierte grundsätzlich sehr gut und regelmäßig. Allerdings gab es kriegsbedingte Unterbrechungen. So wurde bei einem Großangriff für einige Wochen eine Postsperre verhängt, oft auch unterblieb die Feldpostzustellung für mehrere Wochen, wenn das Unterstellungsverhältnis der Einheit gewechselt wurde.⁴⁴⁵ Viele Soldatenbriefe gingen durch Feindeinwirkung verloren. So schreibt der Seetransportstellenleiter in Tripolis, Paul Meixner, im September 1941: »Ich höre, dass die ›Siena‹ vor Bengasi versenkt wurde. Von uns 200 Tonnen an Bord und 1.100 Säcke Feldpost. Gut, dass ich diese auf drei Schiffe verteilen ließ.«⁴⁴⁶ Im Kessel von Stalingrad funktionierte um Weihnachten 1942 noch die Feldpost, wie aus der Chronik der 100. Jägerdivision hervorgeht: »Sie brachte aber nur Briefe. Schmerzlich war es zu wissen, dass die vielen, in diesen Briefen angekündigten Päckchen irgendwo hinten in einem Lager lagen und wohl nie ihren Empfänger erreichen würden.«⁴⁴⁷

In den Rückzugsphasen des Russlandfeldzuges stockte bisweilen die Feldpostzustellung. In den Erinnerungen des niederösterreichischen Stabsarztes Dr. Hubert Krenkel steht für Ende September 1943 zu lesen: »So groß waren die Verluste in den letzten Monaten – 50 bis 60 Prozent. Es gab keinen Ersatz aus der Heimat, keinen Urlaub, keine Post. Alle rückwärtigen Verbindungen funktionierten nicht mehr, über 8.000 Anschläge auf die Bahnlinien, die Straßen waren völlig verunsichert. Das Partisanenunwesen machte alles unsicher.«⁴⁴⁸ Nichtsdestoweniger funktionierte selbst zu Kriegsende das Feldpostwesen, wie Tonio Brenner aus der Schlacht um Budapest, Jänner 1945, berichtet: »Die Küche bildet unsere einzige Verbindung zur Umwelt. Sie kommt jeweils zu Mittag und bringt warmes Essen und Post. Dann fährt sie wieder zurück zur Versorgungskompanie und zum Feldpostamt.«⁴⁴⁹

Urlaub

Laut Vorschrift standen den Wehrmachtssoldaten im zweiten Dienstjahr zwei, ab dem dritten drei und ab dem neunten vier Wochen Erholungsurlaub zu. Darüber hinaus konnte Sonderurlaub, beispielsweise in dringenden Familienangelegenheiten, als Belohnung für gute Leistungen, zu Studien oder zur Wiederherstellung der Gesundheit gewährt werden. Auch während des Weltkrieges änderte sich nichts an diesen Gepflogenheiten. Franz Frisch berichtet,⁴⁵⁰ dass er wie alle deutschen Soldaten üblicherweise einmal jährlich seinen vierzehntägigen Heimaturlaub bekam, zuletzt sogar noch im Februar 1945. Knapp vor und während eines Angriffs gab es naturgemäß Urlaubssperre, desgleichen bei einer besonders bedrohlichen Lage. Wunibald Lexer erinnert sich: »Seit der Invasion in der Normandie gab es Urlaubssperre. Alle Soldaten mussten ihren Urlaub unterbrechen oder mussten, wenn sie auf der Heimreise waren, umkehren und sich bei ihrem Truppenteil melden. Man stelle sich den [...] Gemütszustand vor, dem diese Soldaten ausgesetzt waren. Da waren sie zwei Jahre oder noch länger an der Front [...], konnten endlich einmal wieder für sowieso nur kurze Zeit in die Heimat, nach Hause und mussten unterwegs wieder umdrehen. Es gab einige, die das nicht verkraftet haben. Sie haben sich das Leben genommen.«⁴⁵¹ Woher Lexer die Information von den Soldaten-Suiziden hatte, geht aus seinen Eintragungen nicht hervor. Möglicherweise handelte es sich lediglich um unüberprüfbare Gerüchte. Nichtsdestoweniger musste der vorzeitige Abbruch des lang ersehnten Heimaturlaubes die Psyche der Betroffenen schwer belastet haben. Auch anlässlich des Attentats vom 20. Juli 1944 wurde eine allgemeine Urlaubssperre verhängt.⁴⁵²

Der nach Kriegsende in die USA emigrierte Franz Frisch betont, wie gut die Wehrmachts-Urlauber in der Heimat behandelt worden seien und hebt den Gegensatz zu den unbedankten US-Soldaten, welche vom Vietnamkrieg heimgekehrt waren, hervor. Auch die deutschen Universitäten erwiesen sich gegenüber den Soldatenstudenten hinsichtlich der Prüfungen als sehr entgegenkommend, weil diese ja nur von Zeit zu Zeit für den Universitätsbesuch freigestellt worden

waren. Für die Fahrt in die Heimat durften die Soldaten jeden Eisenbahnzug benutzen, die Fahrkarte wurde von der Armee bezahlt. Auch zu Hause mussten die Wehrmatsangehörigen Uniform tragen, für das Tragen von Zivilkleidung war eine besondere Erlaubnis nötig. Versuchte ein Landser, nach Ende des Urlaubs nicht mehr zur Front zurückzukehren und sich zu verstecken, so erwartete ihn der sichere Tod. Denn ertappt wurden fast alle. Es war bekannt, dass die Überlebenschance für den Frontsoldaten höher war als für den Deserteur.⁴⁵³

Wie genau jeder Fronturlauber auf seiner Heimreise kontrolliert wurde, berichtet der aus Langenlois (Niederösterreich) stammende Obergefreite Josef Knaim, der im Jänner 1944 vom Russlandeinsatz einen dreiwöchigen Heimaturlaub antreten durfte. Die mühsame Bahnfahrt mit häufigem Umsteigen wurde in die Urlaubszeit noch nicht eingerechnet. Im Wartesaal eines der Bahnhöfe musste Knaim der kontrollierenden Feldgendarmrie seinen Urlaubsschein vorweisen, in Deutsch Eilau erfolgte die Entlassung, dann erst begannen die 21 Urlaubstage. Die Fahrt ging nach Wien und anschließend mit dem Bummelzug nach Langenlois. Nach ein paar Tagen fuhr Knaim zu Besuch nach St. Pölten: »Ich hatte verabsäumt, mir von meiner Kompanie eine Zugsgenehmigung nach St. Pölten ausstellen zu lassen und musste den Fahrpreis aus eigener Tasche begleichen. Der diensthabende Offizier schnauzte mich an, er müsse eine Meldung an meine Feldeinheit machen, ich solle mich schnell verdrücken, damit mich sein Vorgesetzter nicht sehe. Ich könnte ansonsten gar verhaftet werden.« Nach der Rückkunft bei Knaims Einheit in Russland: »Ich berichtete die Begebenheit von der Bahnkontrolle. Der Leutnant murrte, warum ich mir denn nicht einen zweiten Fahrschein bei der Kompanie geben hätte lassen, dieser wäre kostenlos gewesen. Nach 14 Tagen kam die Anzeige von der Heimatfront. Ich wurde zum Rapport befohlen. »Es geht nicht anders, ich muss Sie bestrafen«, sagte der Vorgesetzte. Mit einem »strengen Verweis« war die Sache abgetan.«⁴⁵⁴ Gewiss hatte der Kompaniechef im Februar 1944 an der Russlandfront andere Sorgen als eine vergessene Fahrkarte; der Vorfall ist aber bezeichnend für die ungemein akribisch arbeitende Wehrmatsbürokratie, der augenscheinlich nicht die geringste Kleinigkeit entging. Jedenfalls arbeiteten Ersatzarmee in der Heimat und Feldarmee an der Front perfekt zusammen.

Das ausgeklügelte System von Überwachung, Kontrolle, aber auch von Erholungsorganisation beschreibt der einstige Militärarzt Hubert Krenkel: »Jeder Wehrmatsangehörige, der unterwegs war, brauchte einen Marschbefehl:

vom und zum Urlaub, zur Einweisung ins Krankenhaus, bei Versetzungen. Den stellte die jeweilige Dienststelle aus. Ohne Marschbefehl lebte man gefährlich. Da gab es die Feldgendarmarie. Die hatten eine deutlich lesbare Tafel auf der Brust an einer Kette um den Hals hängend. Wir nannten sie deshalb auch Kettenhunde. Diese waren gefürchtet. Denn sie waren überall, in den Lokalen, in den Zügen, an allen Verkehrsknotenpunkten, in den Städten. Deserteure hatten es schwer, denn wenn sie einen erwischten, bedeutete das für ihn das Todesurteil. Sie waren zuverlässige, ja fanatische Parteigenossen. Wer den Marschbefehl hatte, brauchte nichts zu fürchten. In jeder Stadt musste man sich bei Wehrleitstellen melden. In allen größeren Städten gab es Betreuungsstellen. Es gab Führungen und man sorgte für Quartiere. Theater und Rundfahrten in Bussen waren organisiert.⁴⁵⁵ Dr. Krenkel erzählt, dass das Deutsche Militärkommando Paris es ermöglichte, dass er am 9. Juni 1944, also drei Tage nach Beginn der Invasion in der Normandie, einer Vorstellung im Moulin Rouge beiwohnte und tags darauf eine geführte Stadtrundfahrt in Bussen sowie abends einen Opernbesuch in Paris erlebte. Freilich: Paris war vor alliierten Bombenangriffen sicher.

Joseph Knaim hatte während seines fünfeinhalbjährigen Kriegseinsatzes nur dreimal Urlaub, jedes Mal für die Dauer von drei Wochen.⁴⁵⁶ Desgleichen durfte der Sanitätsunteroffizier Anton Blaschek, der seit 1942 im Feld stand und ab März 1943 in Russland diente, drei Heimaturlaube genießen. Seine Tagebuchaufzeichnungen sind insofern interessant, weil sie einen Aufschluss über das Zeitkalkül der Bahnfahrten von der Front zur Heimat und zurück gewähren:⁴⁵⁷ Den ersten Heimaturlaub erhielt Blaschek im November 1943 – während des Kampfgeschehens um Charkow: Die Bahnfahrt begann am 14. November und endete am 20. November in Wien-Nordbahnhof; die Rückfahrt zur Front dauerte nur drei Tage, sie begann in Wien-Nordbahnhof am 11. Dezember, führte über Przemysl und Lemberg und endete am 15. Dezember 1943. Neun Monate später trat Blaschek seinen »Hochzeitsurlaub« an: Die Front stand bereits in Rumänien, von dort begann die Bahnfahrt am 4. August 1944 durch Siebenbürgen nach Budapest, wo die Entlassung stattfand; am 9. August kam Blaschek in Wien an, von diesem Tag an wurden die drei Urlaubswochen gerechnet. Die Rückfahrt begann in Wien am 2. September und endete bei der Division am 6. September 1944. Wegen besonderer Leistung beim Bergen von Verwundeten während der schwersten Kämpfe in Ungarn wurde Blaschek am 11. Dezember 1944 auf einen vierzehntägigen Sonderurlaub geschickt.

Die Fahrt nach Wien dauerte von 12. bis 15. Dezember, in Wien erfolgte die Entlassung, dann ging es in den oberösterreichischen Heimatort Altheim. Die Rückfahrt gestaltete sich schwierig: Am 2. Jänner 1945 bestieg Blaschek den Zug in Wien-Westbahnhof, ab Pressburg gab es kein Weiterkommen mehr; erst am 8. Jänner 1945 erreichte er seine Division bei Altsohl.

Wilhelm Müller beschreibt seine Fahrt mit einem Fronturlauberzug aus Russland im Mai 1942: »Ich lag auf der Bank eines Fronturlauberzuges [...], der langsam in die Nacht hinein- ratterte.[...] Die Schnellzugwagen älterer Bauart schlingerten und rappelten, dass an Schlaf nicht zu denken war. Die Gleise waren bis Roslawl auf Normalspur umgenagelt worden, um deutsche Waggons und Lokomotiven verwenden zu können. Trotzdem, der Gleisunterbau war nicht geeignet, mehr als 60 Stundenkilometer zu fahren. [...] Es gab 1. Klasse Abteile für Offiziere. [...] Gegen Mitternacht wurde der Bahnhof Smolensk erreicht. [...] Eine Bahnhofsmission des Roten Kreuzes versorgte die Urlauber mit Suppe, Brot und Tee. [...] In Minsk war es Tag, als man im Bahnhof einrollte. Auch hier gab es Tee und etwas zu essen durch die Rotkreuzschwestern. Außerdem wurde eine Marschverpflegung ausgegeben mit einem ganzen Laib Brot, Wurst und Butter. Bei der Fahrt durch Polen standen die kleinen Jungen am Bahnkörper und riefen immer wieder wie im Chor: ›Pan, gib Brot!‹. Der Hunger hatte die polnische Bevölkerung voll erfasst. Manches mitleidige Landserherz warf einen halben Laib Brot aus dem Fenster.« Ab Leipzig stiegen die Fronturlauber in fahrplanmäßige Züge der Reichsbahn um.⁴⁵⁸

Während des Russlandfeldzugs wurden ab Mai 1942 die ersten Urlaubskarten ausgegeben. Wer während der vorangegangenen Winterkämpfe innerhalb des Bataillons die größten Erfolge errungen hatte, durfte als Erster fahren. Diese Regelung galt für Offiziere genauso wie für Mannschaften, wobei Familienväter mit mehreren Kindern ein gewisses Vorrecht genossen.⁴⁵⁹ »Die Kompanie erhielt monatlich rund zwanzig Urlaubskarten. So konnte man bis Herbst mit einem Großteil durch sein. Wenn die Front ruhig blieb wie bisher.«⁴⁶⁰ Die Urlaubseinteilung musste korrekt unter Mitwirkung der Unterführer vorgenommen werden. »Auch hier galt wieder der Grundsatz: dem Tapfersten den Vorzug. Dann erst kamen die Familienväter mit mehr Kindern. Wichtig war, dass alle möglichst in jedem Jahr einmal dran kamen, die Heimat zu sehen. Die Urlaubsliste führte der Spieß.«⁴⁶¹ Wie oben erwähnt wurde, kam keineswegs jeder Landser in den Genuss eines jährlichen Heimaturlaubes, nichtsdestoweni-

ger meinte der Militärarzt Dr. Krenkel: »Hitler brauchte Kinder. Das war auch der Grund, warum man immer dafür sorgte, dass wir mindestens einmal im Jahr Urlaub bekamen.«⁴⁶²

Abgesehen vom jährlichen Heimaturlaub wurde unter bestimmten Umständen auch Sonderurlaub gewährt. So erhielten alle Stalingradkämpfer, die lebend dem Kessel entkommen konnten, einen Zusatzurlaub in Form eines mehrwöchigen Aufenthalts in einem Wehrmachts-Erholungsheim (beispielsweise in Radom in Polen).⁴⁶³ Auch mitten im Kampfgeschehen wurden besonders tapfere Einheiten bevorzugt mit Urlaubskarten bedacht. So berichtet Wilhelm Müller aus Russland im Oktober 1943, dass sein Regimentskommandeur »von hinten«, also von der Division, 60 Urlaubskarten erhalten hatte, von denen er 30 an jenes Bataillon ausgab, das am längsten im Kampf gestanden ist; den Rest erhielten die anderen Bataillone. Diese Einteilung erfolgte selbstverständlich in Absprache mit allen Bataillonskommandeuren.⁴⁶⁴ Eine Verfügung gestattete es der Truppe, maximal zwei Prozent ihres jeweiligen Standes unbeschadet der geltenden Urlaubssperre »wegen Tapferkeit« auf Urlaub zu schicken. Demgemäß erhielt beispielsweise Leutnant Scheiderbauer, der in Ostpreußen kämpfte, am 30. November 1944 einen »Sonderurlaub von 20 Tagen Dauer wegen Tapferkeit«.⁴⁶⁵ Johannes Bernold, der in einer Fliegerabweereinheit in Rumänien seinen Wehrdienst erlebte, erhielt im November 1941 einen unerwarteten zweiwöchigen Sonderurlaub als Preis für einen gelungenen Flugzeugmodellbau. Im darauffolgenden Februar (1942) durfte er anlässlich seiner »Kriegsheirat« für zwei Wochen nach Hause fahren, ebenso im Juni 1942, im November 1942 und im Mai 1943; danach gab es für ihn bis Kriegsende keinen Urlaub mehr.⁴⁶⁶ Sonderurlaub gab es aber nicht nur zur Belohnung oder für die Eheschließung, vielmehr auch »zur Regelung von Widerwärtigkeiten an der Heimatfront«, beispielsweise, wenn Fremde im eigenen Haus einquartiert werden mussten, wenn die Ehefrau fremdging und vor allem bei Bombenschaden. So erhielt der Gefreite Jürgen Harms zehn Tage Bombenurlaub, als seine Hamburger Wohnung zerstört worden war: »Wir stellten ein Schadensverzeichnis auf, 22.000 RM. Ein Jahrzehnt später erhielt meine Mutter 1.400 DM Schadenersatz.«⁴⁶⁷ Eine eigene Form des Sonderurlaubes erhielten Universitätsstudenten: Der Zeitzeuge Walter Thor erinnert sich an zwei je ca. vier Monate dauernde Studienurlaube in den Jahren 1941 und 1942, in denen er gemäß deutschem Studienplan die Referendarprüfung für Juristen (drei Staatsprüfungen) ablegte und die Dis-

sertation verfasste; zu seinem Leidwesen vernichtete ein Bombentreffer in der Universität alle einschlägigen Akten mit den Studienergebnissen, sodass er 1949 drei Rigorosen für das Jus-Doktorat nachholen musste.⁴⁶⁸

Allen Soldaten galt (und gilt) die Urlaubssperre als gefürchtete Strafe. Johannes Bernold erzählt⁴⁶⁹ vom rumänischen Kriegsschauplatz eine Begebenheit, die zum Schmunzeln anregt: Einer seiner Kameraden hatte einen Wachposten weitab der Stellung einer Flak-Batterie bezogen und ließ sich dort von einem einheimischen Mädchen besuchen. Als ein diensthabender Offizier überraschend zur Kontrolle erschien, versuchte der Soldat, seine Freundin im Spind zu verstecken, doch sie wurde entdeckt. Der junge Mann musste einige Wochen Arrest absitzen, dann wurde er strafweise in eine andere Batterie versetzt und erhielt darüber hinaus eine einjährige Urlaubssperre. Laut Bernold war das die geringste Strafe, und der Soldat war seinem Chef dankbar, dass er ihn vor Ärgerem bewahrt hatte.